

## ANMERKUNGEN

- (1) Vgl. Gunter A. Pilz, Zuschauer-ausschreitungen im Fußballsport – Versuch einer Analyse. In: Fußball. Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart, Bensheim 1979, 179f.
- (2) Roman Horak/ Wolfgang Reiter, Anstoß. In: Roman Horak/ Wolfgang Reiter, Die Kanten des runden Leders. Beiträge zur europäischen Fußballkultur, Wien 1991, 9.
- (3) Zit. nach Pilz, Zuschauer-ausschreitungen, 173.
- (4) Junta-General, ehemaliger argentinischer Präsident.
- (5) Bruno Kreisky (1911 - 1990), österreichischer Bundeskanzler 1970 - 1983.

## LITERATUR

Beiträge zur historischen Sozialkunde 3/1992. Fußball. Wien 1992.  
John Bunzl (Hg.), Hoppauf Hakoah. Jüdischer Sport in Österreich. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wien 1987.  
György Dalos, Die ungarische Fußballkatastrophe von 1954. In: Ders., Ungarn. Vom Roten Stern zur Stephanskronen, Frankfurt 1991.  
Norbert Elias, Der Fußballsport im Prozeß der Zivilisation. In: Rolf Lindner (Hg.), Der Ball ist rund. Sport – Kultur – Zivilisation, Berlin 1983.

Wilhelm Hopf (Hg.), Fußball. Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart, Bensheim 1979.  
Roman Horak, Fußballkultur in Wien. Von den englischen Anfängen zum österreichischen Ende. Einige vorläufige Anmerkungen zu ihrer Geschichte und Soziologie. In: Sozialwissenschaftliche (SWS-) Rundschau, 30. Jahrgang Heft 3/1990, 371-377.

Roman Horak/ Wolfgang Reiter/ Kurt Stocker (Hg.), „Ein Spiel dauert länger als 90 Minuten“. Fußball und Gewalt in Europa, Hamburg 1988.

Roman Horak/ Wolfgang Reiter (Hg.), Die Kanten des runden Leders. Beiträge zur europäischen Fußballkultur, Wien 1991.

Karl Kastler, Fußballsport in Österreich. Von den Anfängen bis in die Gegenwart, Linz 1972.

Ryszard Kapuscinski, Der Fußballkrieg. Berichte aus der Dritten Welt, Frankfurt am Main 1990.

Helmut Lang, Rapid. Der Siegeszug der Hütteldorfer Meisterelf, Wien 1959.

Herbert Prohaska, Zwischen Simmering und San Siro, Wien 1985.

Leo Schidrowitz, Geschichte des Fußballsports in Österreich, Wien 1951.

Hannes Strohmeyer, Leibesübungen und Leibeserziehung im Prozeß der Modernisierung. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 1/1983, S.3-11.

*Dr. Michael John ist Sozialwissenschaftler und Dozent an der Johannes-Kepler-Universität in Linz/Österreich*

## PIT WUHRER

# DIE SUPER-REDS UND IHRE FANS

## PROLETARISCHE FUSSBALLKULTUR IN LIVERPOOL

1991/92 war eine schlechte Saison für den FC Liverpool gewesen, hundsmiserabel sogar, die schlechteste seit 27 Jahren. Und doch endete sie nach vielem Bangen und Zittern nicht in einem Fiasko, sondern mit einem kleinen Triumph, der wohl noch ausgiebiger gefeiert worden wäre, wenn der Klub nicht in einer tiefen Krise stecken würde. Seit langem war ein einziges Spiel für eine ganze Stadt nicht mehr so wichtig gewesen wie das englische Cup-Finale Anfang Mai 1992 in der „Kathedrale des Fußballs“, dem Londoner Wembleystadion. Es war ein Spiel, das zeigte, weshalb die Mannschaft so schlecht abschnitt in der Meisterschaftsrunde (6. Tabellenplatz – so schlecht standen die Super-Reds noch nie, soweit die meisten Fans sich erinnern können). Und es war ein Spiel, dessen Ergebnis die verkorkste Saison nur mühsam kaschierte. In 20 von 63 Meisterschafts- und Pokalspielen hatten sie kein Tor erzielt, der Weg ins Finale des FA-Cups wurde über Wiederholungsspiele und Elfmeterschießen über zweitklassige Teams eher erzwungen als erspielt.

Auch in der ersten Halbzeit gegen Sunderland aus der Second Division war nichts vom einstigen Spielwitz und Spielfluß zu erkennen. Erst nach einem gekonnten Schlenzer in der 46. Minute begann der FC Liverpool all die Tugenden aufzubieten, die den Klub früher fast unschlagbar hatten werden lassen – das perfekte Passen des Balls von Fuß zu Fuß, oft geduldig abwartend, dann ein verblüffend flottes Zu- und Doppelpaßspiel in den eigenen Reihen, und schließlich die präzise Flanke auf Kevin Keegan, Kenny Dalglish, Ian Rush, John Barnes oder (wie in diesem Fall) auf Steve McManaman – den Individualisten in diesem Team. Doch die Fußballdemonstration beschränkte sich auf die letzte halbe Stunde und war auch dann noch weit entfernt von der alten Pracht und psychischen Stabilität, die den FC Liverpool

in den 70er und 80er Jahren zu einem der besten Fußballklubs Europas gemacht haben.

Dennoch, die Begeisterung war nach dem Pokalsieg (2:0 gegen Sunderland) groß. Eine Viertelmillion Menschen säumten die Straßen der Innenstadt, als das siegreiche Team heimkehrte; aber in den siebziger Jahren waren es auch schon mal 700.000 gewesen, mehr Jubelnde, als die Stadt Einwohner hat. Damals begann die große Zeit des FC Liverpool, just in dem Moment, als es mit der Region selber ökonomisch und sozial bergab ging, als die Hafendarbeiter ihre großen Kämpfe ausfochten und dennoch nichts an der Tatsache ändern konnten, daß die Stadt nach dem EG-Beitritt Britanniens (1973) auf der verkehrten Seite der Insel lag. Damals strebte der Klub nicht nur nach dem Pokal, der war eher nebensächlich. Vielmehr standen damals Europa-Cup-Siege im Vordergrund, und die Erfolge schweißten zusammen – die Fans, die Mannschaft und den Klub-Vorstand. Inzwischen sind die ersten Brüche erkennbar, die jedoch weniger mit den spärlichen Siegen auf dem Rasen als mit der Klub-Politik zu tun haben.

„Wir könnten im Schnitt 55.000 Karten verkaufen“, bedauert Peter Robinson, Generaldirektor des FC Liverpool, die räumliche Enge des Stadions an der Anfield Road, und kritisiert, daß das Unternehmen in der langen Zeit der Sperre nach der Katastrophe vor dem Europa-Cup-Finale im Heysel-Stadion 1985 zwischen einer und zwei Millionen Mark pro Saison verloren habe. Vor diesem Fiasko in Brüssel (39 tote Fans) hätte niemand etwas von organisiertem Hooliganismus in Liverpool bemerkt. Und jetzt, fügt er in seinem Büro traurig hinzu (von dem aus er nur auf Hinterhöfe und Hauswände blicken kann), fehle ihm einfach das Geld für eine Erweiterung des Stadions. Heysel schockierte nicht nur ihn, sondern eine ganze Stadt, in der alles, was als Ball zu gebrauchen ist, und sei es nur eine Blechbüchse, jederzeit und überall, irgendwohin getreten wird. Die Fernsehbilder hatten damals mehr aufgewühlt als die nachfolgende Sperre. Daß Liverpool das Europa-Cup-Finale 1985 gegen Juventus Turin schließlich verlor (mit Absicht, wie einige Spieler hinterher sagten), war nicht bedeutend. Daß Liverpool für alle Welt auf der Anklagebank Platz nehmen mußte, das war entscheidend. Die Fans hät-

ten unter diesen Folgen gelitten, meint der Generalsekretär, „wir sind die einzige Erfolgsstory in der Region. Der FC Liverpool und seine Fans galten bis dahin überall als beispielhaft, keiner hat wirklich verstanden, was damals passiert ist. Die Ereignisse von Heysel hatten verheerende Auswirkungen.“

Robinson leitet seit 25 Jahren keinen Verein, sondern die Geschäfte einer Aktiengesellschaft. Sechshundert Aktionäre halten 12.000 Anteile, die keine Dividenden abwerfen und auch nicht gehandelt werden. Diese Firmenstruktur bringe Stabilität und Kontinuität: keine hektischen Vereinssitzungen, auf denen Mitglieder gegen den Vorstand putschen können, sondern ruhige Direktionsversammlungen.

Der Generalsekretär begreift den Klub als Unternehmen der Freizeitindustrie, das langfristig plant, Beschäftigte kauft und verkauft, sparsam haushaltet und die Ware Unterhaltung feilbietet. Die Liverpool AG beschäftigt 100 Angestellte, erwirtschaftet einen Umsatz von rund 17 Millionen Mark, erzielt dabei je nach Personaltransfer einen Profit oder macht Verluste. Die Kapitalreserven sind beträchtlich, aber sie reichen nicht aus, um den mächtigen viereckigen Bau an der Anfield Road völlig umzubauen. Vor 20 Jahren lag die Kapazität des Stadions noch bei 56.000 Plätzen, mittlerweile sind es (durch die Politik des Klub-Vorstandes, Steh- durch Sitzplätze zu ersetzen) nicht einmal mehr 40.000. In London, sagt Peter Robinson, und das hält er sich zugute, als sei es sein Verdienst, seien die Ticketpreise viel höher als in Liverpool: „Wir können in einer Gegend mit so großen sozialen Problemen nicht so viel verlangen.“

Die den „sozialen Verhältnissen angepaßten Eintrittspreise“ sehen die meist armen und arbeitslosen Bewohner der Reihenhäuser rund um die Walton Breck Road, die Robinsons Expansionspläne blockieren, natürlich anders. Der Klub verlange Wucherpreise, schimpfen die Menschen, denen das Stadion an der Anfield Road (und das Team, das darin spielt) wichtiger war und ist als alles andere auf der Welt. Hier konnten und können sie ihre Spiele besuchen und ihre Helden hochleben lassen. Daß sich ihr FC genauso schnell wie alle anderen Profi-Klubs von ihnen entfernte, das hätten sie nie erwartet. Liverpool – das war doch etwas anderes als die schnöden Londoner Starklubs.

Die heiligen Stätten der Liverpooler liegen weitab des Zentrums in den Arbeitervierteln. Vom Hauptbahnhof an der Lime Street geht es den Berg hinauf, dann führt der Weg an den desolaten Wohntürmen von Everton, an bröckelnden Häuserfassaden, kaputten Kinderspielplätzen, zerfallenden Mauern vorbei, an denen noch vor zwei Jahren Plakate hingen, die die Stimmung in Merseyside in einem Satz zusammenfaßten: „Don't buy the 'Sun'“, stand darauf. Rupert Murdochs Massenblatt 'The Sun' hatte es zwei Tage nach der Katastrophe von Sheffield geschafft, die ganze Region gegen sich aufzubringen. Mitte April 1989 waren bei dem Unglück 95 Menschen im Verlauf eines verheerenden Polizeieinsatzes im Stadion von Sheffield zu Tode gedrückt worden. Die „Sun“ hatte behauptet, „Liverpooler Hooligans“ hätten das Unglück nicht nur ausgelöst, sondern die Erdrückten auch noch ausgeplündert und angepißt. Und jetzt hatte Graeme Souness, Liverpools neuer Trainer, die Instinktlosigkeit besessen, mit der „Sun“ zusammenzuarbeiten. Seine Kooperationsbereitschaft mit der Schmierpresse führte zu einem Aufruhr unter den Fans. Nur mit knapper Not und einer Entschuldigung rettete er seinen Kopf. Die Liverpoolians vergessen nicht so schnell.

Von der Lime Street Station dauert der Fußmarsch eine halbe Stunde. Vorbei an der Liverpool Provincial Orange Hall (unter dem schmutzigen Union Jack am Dach versammeln sich hier eingewanderte nordirische Protestanten), vorbei am Konservativen Klub von Everton, der einem verlassenem Fort an der Front ähnelt, durch die St. Domingo Road und hinein in eine der vielen gleichförmigen Straßen, in denen sich ein schäbiges Arbeiterhaus an das andere reiht. Hier, in diesen Straßen, standen nach der Katastrophe im Sheffielder Stadion von Hillsborough die Menschen stundenlang Schlange. Sie hatten Blumen in der Hand, Bilder und Fahnen unterm Arm, Schals um den Hals. Sie warteten geduldig, bis sie ins Stadion gelassen wurden. Innerhalb einer Woche pilgerte eine Viertelmillion an die Anfield Road und baute das Stadion zu einem riesengroßen Schrein um – Schals, Mützen, Kränze, Blumengebinde, Fotos bedeckten die gesamte Heimkurve, den „Kop“, und das halbe Spielfeld. Es war nicht Tand, der da abgeliefert wurde, nicht der Ersatzschal, sondern der,



*Trauergaben im Liverpooler Stadion nach der Hillsborough-Katastrophe*

den sie immer mitgenommen haben, und sie stellten nicht irgendein ausgeschnittenes Illustrierten-Foto auf den Rasen, sondern gerahmte und mit Originalautogrammen versehene Bilder, die Zierde ihrer Wohnzimmer. Die Fans brachten Opfer, und nirgendwann zuvor oder danach war die gesamte Bevölkerung der Stadt so eins mit dem Fußball-Klub.

Der Stadtrat unterstützte Fan-Gruppen, die verteilt in mehreren Vierteln spontan Büros und Läden einrichteten, um Geld zu sammeln und die Unterstützung für die Hinterbliebenen der Hillsborough-Katastrophe zu organisieren. Die alte Liverpools Hymne „You'll never walk alone“ von „Gerry and the Pacemakers“ – in Liverpool vielleicht noch mehr verehrt als die Beatles, weil sie auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes in den 60er Jahren nicht fortzogen, sondern „local lads“ blieben – war in dieser Zeit populär wie kein anderer Song. Der Klub suspendierte alle Meisterschaftsspiele, die Spieler waren auf den vielen Beerdigungen zugegen, besuchten die Witwen, die Kinder, die Väter der erdrückten, zerquetschten Fans. Sie gingen in die Krankenhäuser, wo die Verletzten lagen; sie halfen aus mit Geld und bei der Bewältigung des alltäglichen Lebens der betroffenen Familien, kauften ein, brachten Geschenke, kümmerten sich um die Kinder. You'll never walk alone ...

Dalglish, der spröde, protestantisch-schottische Spielertrainer, war in Liverpool nicht von allen akzeptiert worden, aber nach Hillsborough zogen auch seine schärfsten Kritiker den Hut. In einem der damals höchsten Millionen-Deals im britischen Fußball nach Liverpool gekommen, zauberte er auf dem Spielfeld; seine Berufung zum Trainer stieß aber nicht auf ungeteiltes Wohlwollen. Er galt als harter Arbeiter, als Fußballfanatiker, aber nicht als einer, der auch mit Herz und Seele das vertrat, was für die Liverpoolians ihr Liverpool ist; erst nach Hillsborough sahen die Fans, daß auch für ihn der Fußball mehr ist als Maloche. Und so schlossen sie ihn ins Herz wie den populärsten Liverpools Schotten aller Zeiten, Bill Shankly.

Shankly war es gewesen, der dem FC Liverpool just zu dem Zeitpunkt auf die Beine half, als die Stadt neue Hoffnung schöpfte. Über 200 Jahre lang war Liverpool das Tor zur Welt gewesen, die Scharnierstelle des Britischen Imperiums. Hier



*Bill Shankly. Liverpools legendärer Trainer, der über sich selbst sagte: „Ich bin ein Mann des Volkes. Nur das Volk zählt. Man könnte mich einen Humanisten nennen.“*

entstanden die ersten Docks, von hier aus wurden Kanäle gegraben zu den Industriezentren im Norden Englands, von hier nach Manchester wurden die ersten Eisenbahnschienen gelegt. Liverpools Kaufleute und Reeder wurden reich und mächtig durch den Handel mit Sklaven, Baumwolle, Industrieerzeugnissen; der Transatlantikverkehr machte Liverpool zum wichtigsten Emigrationshafen und gleichzeitig zum Anziehungspunkt für viele Arme und Hunderttausende hungernder Iren, die hofften, in den Docks das Geld für eine Überfahrt in die neue Welt zu verdienen. Viele schafften den Weg in die USA, viele aber kamen nicht weiter als bis in die Slums entlang der Scotland Road. Mit dem Zusammenbruch des Empires verlor die Hafenstadt jedoch zunehmend an Bedeutung; in den 50er und 60er Jahren verschlickten und versandeten die ersten Hafenbecken, die Zahl der Docker nahm rapide ab, die Arbeitslosigkeit – auch in den guten Zeiten immer doppelt so hoch wie der nationale Durchschnitt – kletterte auf 15, auf 20 Prozent.

Der Niedergang, nochmal beschleunigt durch den britischen EG-Beitritt, schien unaufhaltsam, als zu Beginn der 60er Jahre

eine späte Industrialisierung einsetzte. Industriekonzerne wie Ford, British Leyland, General Motors begannen Zweigwerke aufzubauen; erstmals, so schien es, sollten die lange Zeit im Tage-lohn beschäftigten Eisenbahner, Lastwagenfahrer, Hafenarbeiter und Seeleute einen festen Arbeitsplatz in der Industrie erhalten. Liverpool, die Stadt mit der großen Vergangenheit, blickte einer großen Zukunft entgegen. Der Boom dauerte nicht lange, aber er prägte eine Zeit, auf die heute viele wehmütig zurückblicken.

Damals lebte Liverpool, nein, es vibrierte, und der Stolz auf die Einzigartigkeit ihrer Stadt stand allen ins Gesicht geschrieben. Es war die Zeit der Beatles, die Zeit von Gerry and the Pacemakers und Hunderten von bekannten und unbekanntem Fans. Pop- und Fußballkultur florierten miteinander; und selbst Kulturjournalisten begaben sich damals an die Anfield Road, um mitzuerleben, wie Zigtausende Beatles-Songs sangen und dabei manchmal die Texte veränderten. Die kreativste Menge, das ideenreichste Publikum des Landes stehe auf den Rängen an der Anfield Road, hieß es damals. Swinging London swingte in der Carnaby Street; in Liverpool, dem Original, swingte die ganze Stadt. Jetzt, zu Beginn der 90er Jahre, ist das alte Selbstvertrauen weg. Zwar gibt es immer noch eine lebendige Rockszene mit mehr Gruppen als je zuvor, auch die Literatur floriert, und jeder zweite britische Komiker kommt aus der Hafenstadt. Aber einzigartig sind heute nur noch das Ausmaß der sozialen Probleme und, natürlich, die beiden Fußballklubs, Liverpool und Everton.

Zumindest historisch haben die beiden viel gemein. Wo sich das Stadion des FC Liverpool erhebt, spielte vor 100 Jahren noch der FC Everton. Merseysides erster Fußballklub trennte sich 1892 im Streit von seinem Mäzen, dem konservativen protestantischen Brauereibesitzer und Orangeman John Houlding (es ging um eine Mieterhöhung für den Bolzplatz), und kaufte auf der anderen Seite des Stanley Parks ein Gelände, den Goodison Park. Dort spielen die Blauen noch heute. Mit Fußballplatz, aber ohne Team, gründete Houlding im gleichen Jahr den FC Liverpool und kaufte sich eine neue Mannschaft zusammen, zumeist Glasgower Iren aus beiden Religionsgemeinschaften. Der neue Klub errang neun Jahre nach der Gründung erstmals die englische Meisterschaft, stieg danach in die zweite Liga ab, schaffte 1906

wieder den Aufstieg und zugleich die Meisterschaft, holte 1922, 1923 und 1947 den Meistertitel, und versackte Mitte der 50er Jahre für längere Zeit in der Zweitklassigkeit.

Die Mannschaft unterschied bis dahin nichts von anderen nordenglischen Klubs; allesamt waren sie Arbeitervereine, die samstagnachmittags gegeneinander antraten, wenn die Arbeiter aus den Fabriken strömten. Ein durchschnittlicher Klub, mal oben, mal unten, und in den 50er Jahren ganz lange unten.

Dann kam der Schotte Bill Shankly, feuerte 24 Spieler, kaufte Gordon Milne, Ian St. John, Ron Yeats (Roger Hunt und Ian Callaghan hatte er schon) und formte aus einem mittelmäßigen, selbstgefälligen und trägen Haufen den Stolz der Liverpooler Arbeiterklasse. Shankly begründete den modernen FC Liverpool; hartes Training, gescheite Personalpolitik und Shanklys Fußballphilosophie brachten 1962 den Aufstieg und 1964 den Meistertitel. Bill Shankly stellte als erster Trainer der englischen Liga die Mannschaft von 4-2-4 auf 4-3-3 um, beendete das bis dahin so beliebte Kick-and-Rush, machte mit der Selbstverliebtheit einzelner Spieler Schluß und setzte stattdessen auf Teamwork, auf die schnelle Trennung vom Ball und auf Allround-Spieler. Aus einer Ansammlung mittelmäßiger Spieler wurde eine erstklassige Mannschaft.

Der Klub, zu dessen Heimspielen auch in Zweitligazeiten durchschnittlich 40.000 Zuschauer gekommen waren, spielte sich in die Herzen der Liverpoolians. Als es mit der örtlichen Ökonomie bergab ging, holte Shanklys Team 1966 wieder den Titel an den Mersey. Milne, Yeats, Hunt und St. John wurden zu Helden in einer Zeit, da die Liverpooler Docker lange und erfolglos gegen die Containerisierung ihrer Arbeit kämpften. Beim Pokalfinale 1965 schmetterten die Liverpoolians ein glückliches „God Save Our Gracious Team“ in Richtung der königlichen Loge; der 35jährige Fußballfan Peter O’Sullivan taufte seine 1966 geborene Tochter Paula St. John Lawrence Lawler Byrne Strong Stevenson Callaghan Hunt Milne Smith Thompson Shankly Bennett Paisley O’Sullivan; und als der Pfarrer einer Stadtteilkirche das Schild „Was tatest du, wenn Jesus nach Liverpool käme“ an seine Pforte hängte, war die Antwort schnell hingekritzelt: „Play St. John at inside-left“ (St. John halblinks einsetzen).

Wesentlich für die Popularität in der ganzen Stadt war dabei auch, daß sich Liverpool und Everton nie mit einer der beiden Religionsgemeinschaften identifizierten (wie etwa Celtic und Rangers in Glasgow), auch wenn Everton in den 50er Jahren vor allem von Katholiken unterstützt wurde, weil zu diesem Zeitpunkt die Mannschaft vor allem aus Iren von der Republik bestand. Aber auch viele im Team, das 1965 für Liverpool den Pokal gewann, waren katholische Jungs aus der Stadt. Beide Klubs hatten Trainer, die eine protestantische Arbeitsethik durchsetzten, aber der Taufschein spielte keine Rolle bei den Spielern, die sie rekrutierten. So kommt es auch, daß sich bis heute die Fans beider Klubs problemlos verstehen und bei Lokalderbys einträchtig zusammensitzen. Beim Pokalfinale 1989 zwischen den beiden Klubs reisten die Liverpool- und Everton-Fans gemeinsam in den gleichen Zügen nach London.

Der Swing der 60er Jahre verebte in den 70ern, als eine Fabrik nach der anderen ihre Tore schloß, die Arbeitslosenquote auf real 30 Prozent anstieg und die gesamte Region verarmte. In dieser Zeit der Hoffnungslosigkeit florierte nur ein Unternehmen, stürmten Shanklys Mannen, schaffte das Team unter Shanklys Nachfolgern Bob Paisley und Joe Fagan Meisterschaften und Pokalsiege in Folge. Seit 1973 holte der FC Liverpool elf Meistertitel, wurde siebenmal Zweiter, einmal (1981) Fünfter und 1992 Sechster. 1981 bis 1984 sicherte sich das Team viermal hintereinander den Liga-Cup; gewann 1974, 1986, 1989 und 1992 den Pokal der Football Association (FA) und siegte 1977, 1978, 1981 und 1984 im Europa-Cup der Landesmeister.

Bis zur Katastrophe im Brüsseler Heysel-Stadion 1985 war von einem Liverpooler „Hooliganism“ nie die Rede; den haben die Medien erst in dieser Nacht des Europa-Cup-Finales gegen Juventus Turin entdeckt und danach zu finden versucht. Das Stadionende an der Walton Breck Road gilt zwar als berüchtigste Fan-Kurve in der englischen Liga, aber Vandalismus und Gewalttätigkeiten haben sich hier nie so stark entfaltet wie in anderen englischen Stadien. Die entschiedensten Liverpool-Supporters treffen sich im Kop, der eigentlich „Spion Kop“ heißt und nach einem Hügel in Südafrika benannt wurde, auf dem die britischen Truppen während eines der Buren-Kriege so eng beisammen-

standen, daß sie vom Gegner leicht niedergeschossen werden konnten. Sie stehen immer noch dicht beieinander, doch das Feuer kommt von ihnen, den Fans, deren bissiger Spott und grausamer Witz längst zur Legende wurde. Die Stufen ziehen, von stabilen Wellenbrechern unterteilt, vom Stadionsdach bis hinter das Tor. Normalerweise stehen hier die Fans Schulter an Schulter, die hinteren drücken nach vorne, wenn der Ball in Strafraumnähe gelangt, die vorderen pressen dagegen, und so wogt die Menge treppauf, treppab.

Der Kop ist Arbeiter-Theater. Hier verfolgt das Publikum die Handlung auf dem Spielfeld und beobachtet sich selber bei der Beobachtung des Spiels, nimmt teil und quittiert die Vorführung je nach Qualität. Der Kop, denkt Bruce Grobbelaar, sei in der Regel für ein, zwei Tore gut. „Andere Teams kommen hier an und stöhnen: Wir können nicht gegen 13 Mann spielen.“ Grobbelaar, der als Liverpools Torwart manchmal gnadenlos daneben greift und in der nächsten Minute unerreichbare Bälle abwehrt, hat sich mit seinen Späßen und Ausflügen auf dem Feld in die Herzen der Liverpoolians gespielt. Ein Spieler mit Humor und Tatkraft zählt hier mehr als ein perfekter Goalie ohne Phantasie.

Die Fans erwarten Siege, aber sie wollen auch Spiele sehen. Und so nahmen sie es John Barnes im letzten Spiel der Saison 1989 nicht weiter übel, daß er sich in der 90. Minute mit dem Ball nach vorne kämpfte. Barnes hätte nur auf Zeit spielen müssen, und Liverpool wäre Meister geworden. Aber der flinke Stürmer taktierte nicht, verlor den Ball, und Titelkonkurrent Arsenal erzielte das alles entscheidende Tor. Der Kop applaudierte nach dem dramatischen Match beiden Mannschaften, den „Super-Reds“ und den „Gunnners“ aus London.

So nett sind sie natürlich nicht immer. Liverpool gilt unter auswärtigen Hooligans als heißes Pflaster, auch wenn es in der Hafenstadt (im Unterschied etwa zu Chelsea oder Millwall) keine organisierten Rowdies gibt. Hier braucht es keine umherstreichenden Rabauken, die Zoff anzetteln, hier gibt es kollektiv eins auf die Mütze, wenn anreisende Hooligans versuchen sollten, das so beliebte Ritual einer Besetzung der Heimkurve zu probieren. Der Kop gehört den Liverpoolians – und die Attacken werden schon im Vorfeld abgewehrt. Im Stadion selber, das sagen

alle, habe es noch nie Trouble gegeben. Es geht rauh, aber freundschaftlich zu. In den 70er Jahren, als der Klub noch alle Zahlungswillige ins Stadion preßte, war selbst in der Halbzeit-Pause ein Toilettenbesuch ausgeschlossen. Pinkel' doch in die Hosentasche deines Vordermannes, hieß es damals. Aber der merkt das doch! Ach was, du hast doch auch nichts bemerkt, ging der Witz weiter. Damals nannte man den Kop auch: die Stadionrunde der warmen Beine. Heute gibt es diesen Beinamen nicht mehr, der Klubvorstand hat die sanitären Anlagen ausgebaut.

Den rauhen Umgangston, den die Fans und auch die Spieler untereinander pflegen, gehört zum Macho-Image, das diesem Sport anhängt; die grobe Herzlichkeit beschränkt sich jedoch auf die Weißen im Stadion und auf dem Spielfeld. So solidarisch die Liverpools Arbeiterklasse in ihrer Geschichte oft war und sein mußte, so rassistisch ist sie im Umgang mit den ethnischen Minderheiten. Auch wenn ganz Liverpool als fußballverrückt gilt – im Stadion finden sich nur wenige aus dem Stadtbezirk Nummer 8, in dem ein großer Teil der schwarzen Bevölkerung wohnt. In diesem Bezirk, der auch das Viertel Toxteth umfaßt, wo es 1981 zu von der (weißen) Polizei provozierten Unruhen gekommen war, gibt es genug Fußballfanatiker, aber viele haben es nach kurzer Zeit aufgegeben, ihre Mannschaft von den Rängen des Kop zu unterstützen. Sie waren es bald leid, sich bei jedem Stadionbesuch körperlich verteidigen zu müssen und nach Spielende von Leuten gejagt zu werden, die der gleichen Mannschaft zugejubelt hatten wie sie. Der Rassismus auf den Rängen ist subtiler geworden im letzten Jahrzehnt, nicht mehr so offen, aber die schwarzen Fans müssen weiterhin auf der Hut sein.

Die Personalpolitik des Unternehmens FC Liverpool hat diesem Rassismus lange Zeit Vorschub geleistet. Zu einer Zeit, als andere Clubs wie etwa Liverpools Erzrivalen in Manchester längst schwarze Kids trainierten, nahmen die erkonservativen Manager und Direktoren an der Anfield Road nur dann Schwarze in ihren Jugendkader auf, wenn diese in den Hunderten von Schul- und Freizeitmannschaften als absolute Fußballgenies hervorgetreten waren – und auch dann überließen sie die Jungs den offen rassistischen Attacken ihrer Kollegen. Viele gute junge Spieler schwarzer Hautfarbe haben es gar nicht erst ver-

sucht oder schnell wieder aufgegeben, andere kämpften sich durch wie Howard Gayle aus Liverpool, der erste Schwarze, der (1977) einen Profi-Vertrag bei den „Reds“ bekam. Gayle trat jedoch kaum in Erscheinung, er blieb einer der besten Kicker, die jemals auf die Ersatzbank verbannt blieben, wurde nur bei wenigen Spielen eingesetzt und wechselte frustriert den Klub. Er kam nicht nur deswegen nicht zum Zuge, weil er schwarz war, sondern weil er den Rassismus der Spielerkollegen und des Klubs nicht einfach hinnahm. Sein Selbstbewußtsein als Liverpoolianer und als Schwarzer, seine Entschlossenheit, Feindseligkeiten nicht zu überhören, sondern ihnen zu begegnen, machten ihn nicht gerade zum Freund aller.

John Barnes, Sohn eines konservativen jamaikanischen Offiziers, kam mit den chauvinistischen, rassistischen und nationalistischen Instinkten auf und neben dem Spielfeld besser zurecht. Er war (und ist) ein exzellenter Stürmer, der den Ball wie kaum ein zweiter behandeln konnte – das half ihm sicherlich. Aber er war auch einer, der den Rassismus von den Rängen und im Team hinnahm, der nicht aufbegehrte, wenn rassistische Witze erzählt wurden, und selber Sprüche klopfte. Er beachtete die Bananen, mit denen der Kop ihm, dem „schwarzen Affen“, zuwinkte genau so wenig wie Beleidigungen von den Rängen. Dave Hill erzählt in seinem exzellenten Buch „Out of His Skin. The John Barnes Phenomenon“ (London 1989) eine Geschichte, die inzwischen zu einem festen Bestandteil der Liverpools Folklore wurde. Als der FC erstmals mit einem schwarzen Spieler im Anfield-Stadion gegen eine andere Mannschaft mit ebenfalls einem Schwarzen spielte, gellte in einer ruhigen Minute eine Stimme durch den Kop: „Get that black bastard!“ Kurz danach war eine zweite Stimme zu hören: „Welchen denn? Den unseren oder den anderen?“ Barnes, einer der wenigen Schwarzen im Land, die vor der Unterhauswahl im April 1992 ihre Unterstützung für die Tory-Partei erklärten, machte seine Karriere in Liverpool – er wurde der „gute Neger“, der Flankenmeister und Dribbelkünstler, der halt eine schwarze Hautfarbe hatte.

Dabei hat Liverpool im Gegensatz zu anderen englischen Großstädten wie beispielsweise London, wo sich erst in den 60er Jahren Schwarze aus der Karibik aufgrund der Anwerbungen der

Londoner Transportbetriebe niederließen, seit 200 Jahren eine Black Community. Liverpooler Kaufleute bedienten sich der Sklaven, die sie verschachteten. Der Hafen wurde bald zum Schmelztiegel; Juden aus Osteuropa siedelten in den Hafengebieten, Chinesen bauten die erste englische China Town auf, über ein Viertel der Bevölkerung blickt auf eine irische Herkunft zurück – die vielen Wurzeln und Abstammungen kennzeichnen Liverpool noch heute.

Dazu kommt, daß jede Familie einen Sohn, einen Bruder, einen Onkel hatte, der zur See fuhr, in der Bevölkerung mithin die Haltung von Seeleuten vorherrscht, die nie wissen, was der morgige Tag bringt. Lieber heute leben als auf morgen warten, lieber das Geld jetzt auf den Kopf hauen als für eine ungewisse Zukunft sparen, wer weiß, ob nicht das Schiff oder die Welt untergeht. Diese Haltung wurde verstärkt durch das Tagelohnsystem in und um die Docks und die Betriebspolitik der Unternehmen, die genauso schnell feuern wie sie heuern. Nichts ist garantiert. Und so kratzen die Fans ihre letzten Pennys Stütze zusammen, um sich ein Ticket fürs Heimspiel kaufen zu können, feiern die Erfolge, wenn sie eintreten, und sind auch nicht zutiefst betrübt, wenn sie ausbleiben – Hauptsache, es wurde ihnen was geboten.

„Liverpool ist anders“, sagt Rogan Taylor, einer vom Kop. „Die Stadt hat ihre Eigenart, und die Menschen sind was Besonderes. Ich bin 14 Jahre lang zu Spielen des FC ins Ausland gefahren, und wenn mich da jemand fragte, woher ich komme, habe ich nie 'England' gesagt, sondern immer 'Liverpool'.“ Als alle den politischen Liberalismus für endgültig tot erklärten, entstand dieser neu – in Liverpool. Als im ganzen Land immer mehr WählerInnen für Margaret Thatcher votierten, versanken die Konservativen in der Bedeutungslosigkeit – in Liverpool. Als alle Labour-Städte Thatchers Sozialabbau hinnahmen, kämpfte ein Stadtrat vehement bis zum Letzten – der von Liverpool. Über Jahrzehnte hinweg das gleiche Muster: Was auch immer landesweit als Trend galt – im Nordwesten ging's in die andere Richtung. Nur im Fußball kam es zu keinen Wechselspielen, mit dem FC Everton und dem FC Liverpool waren die Liverpoolians einfach

immer vorn. Die Teams stifteten Identität, vermittelten ein Gefühl von Bedeutung, von Erfolg, von Sieg.

Die permanente Opposition, der Hang zum Widerspruch, die schon sprichwörtliche Liverpooler Aufsässigkeit waren es auch, die drei Liverpoolians nach Heysel in einem Wohnzimmer zusammenführten. Aus ihrer Kritik an der UEFA-Politik, an den Unternehmensstrategien der Klubs und der ständigen Mißachtung der Fans, einem Leserbrief an den „Guardian“ und einem Fernsehauftritt entstand die „Football Supporters' Association“ (FSA), eine basisdemokratische, kritische Fan-Bewegung, die innerhalb weniger Jahre im englischen Fußball mehr bewegt hat als alle kluborientierten Fangesellschaften in den letzten 50 Jahren. Die FSA (und die vielen Fanzines, die Ende der 80er Jahre überall aus dem Boden schossen) haben viel dazu beigetragen, daß die Fußballgewaltigen, die Politiker und die Klubdirektoren zumindest teilweise ihre Politik korrigierten und die Fans nicht mehr als letzten Dreck behandeln. Der FSA ist auch zuzuschreiben, daß das Thema Rassismus auch auf den Rängen diskutiert wurde.

„Die Solidarität war hier immer schon wichtig, ohne Solidarität hätten die Tagelöhner der Docks nie Rechte erstreiten können“, sagt Steve Heighway, der vor 15 Jahren mit seinen Flankläufen die stärksten Verteidigungsketten der kontinentalen Superteams knackte und jetzt Liverpools Jugendtrainer ist. „Und so ist es heute noch: 'Wir lassen den Klub nicht im Stich', sagten früher die Väter zu ihren Söhnen, die jetzt wiederum ihre Söhne mitnehmen. Hier gibt es einen starken Zusammenhalt. Die Leute sahen in Bill Shankly einen der ihren und betrachteten Kenny Dalglish als Kumpel. Diese Tradition hat auch den Hooliganismus weitgehend verhindert.“ Steve Heighway steckt viel Zeit und Energie in seine Arbeit. Nach einer kurzen Stippvisite in den USA ist er nach Merseyside zurückgekehrt, weil es „hier noch eine Loyalität der Fans“ gibt. „Die Leute glauben heute noch, daß sie unmittelbar zu unseren europäischen Erfolgen beigetragen haben.“ 1977 beispielsweise waren Tausende nach Rom gereist, um Liverpool gegen Borussia Mönchen-Gladbach im Europacup-Finale zu erleben. „Wenn ich heute durch die Straßen gehe, sagen die Leute nicht 'Hallo', sondern 'Hey, ich war 1977 mit



dabei.' Die sehen sich nicht nur als Fans, nicht nur als Zuschauer. Die glauben tatsächlich, sie hätten direkt zum Erfolg des Klubs beigetragen. Und irgendwie stimmt das auch.“

*Pit Wuhrer ist freier Journalist und lebt in Konstanz.  
Buchveröffentlichungen u.a. „Die Freiheit ist zäh und stirbt endlos.  
Liverpool – über die Zerstörung einer Region“, Berlin 1983; „Sie nennen es Trouble. Nordirland. Reportagen und Geschichten aus einem Krieg“,  
Zürich 1989*

## »FOR THE GOOD OF THE GAME«

### SPIELERGEWERKSCHAFTEN IN ENGLAND UND DEUTSCHLAND

Den Anspruch von Profi-Fußballern auf gewerkschaftliche Organisation empfinden nicht wenige als anmaßend. Was über die vermeintlichen Spitzengehälter leicht vergessen wird: Der Verteilungskampf zwischen den nationalen Verbänden, den Klubs und den Spielern um die im Fußball-Business zu vergebenden Finanzen – z.B. die TV-Gelder – ist real. Wollen die Spieler hier einigermaßen mithalten, ist eine eigenständige Interessenorganisation unabdingbar. Ansonsten werden die Klubs und Verbände den Anteil der Kicker bestimmen, wenngleich es deren Darbietungen sind, die die Gelder fließen lassen.

Vor allem aber: die Masse der Profis sind keine Möllers, „keine Angehörigen jener kleinen, exquisiten Klasse innerhalb der Profikickergesellschaft, die Volkshelden für Samstagnachmittage sind und noch am selben Fernsehabend in bunten Sponsorenpullovern auf Torwände schießen.“<sup>1</sup> Die Masse der Profis ist „Durchschnitt“, und die Mehrheit dieses „Durchschnitts“ kickt auch nicht in der 1. Liga. Ihr Jahreseinkommen bewegt sich deutlich unter den 500.000 bis 1,2 Millionen DM, die die Top-Kicker der Bundesliga einstecken. Gerhard Kleppinger, in der 1. Liga u.a. bei Dortmund und Uerdingen aktiv, heute beim Zweitligisten Darmstadt 98: „Es schwirren immer nur Zahlen herum von zwei- bis fünfhunderttausend und dann noch die Millionen von den Italienern. Klar, die gibt es auch. Aber daß der große Teil nicht soviel verdient, das wird nie geschrieben, und das will auch keiner lesen.“<sup>2</sup>

Die Klassenunterschiede werden immer größer, da immer mehr Klubs zu leistungsbezogenen Verträgen übergehen. Das Gros der Kicker hat nach zehn bis 15 Jahren Profifußball keineswegs für den Rest des Lebens ausgesorgt, sondern bestenfalls eine gewisse Grundlage geschaffen, auf der sich vielleicht eine neue